

Beispiel einer religiösen Rede / Karl Barth in Berlin

Der Kurier 13. Juli 1946

Die Kirche findet sich schon seit Jahrzehnten in einer mißlichen Lage. Hört einer, der nicht religiös ist oder auch nur praktisch es nicht mehr zu beweisen vermag, den Vorschlag, „da müßte denn wohl Religion helfen“, so zuckt er die Achseln. Denn wo haben nicht statt der Religiösen stets noch die Charlatane den größten Zulauf gewonnen, wenn wir in unseren Kriegs- und Gärungszeiten in Not gerieten? Stets waren das Notstände, in denen die Praxis des Alltags keine rechte Lösung bietet, ein Rest bleibt oder, wie man gern sagt, „das Irrrationale“ auftaucht. Hier hätte Religion ihr Feld und ihren Weg haben können. Mochte sie es haben — zu vermitteln wußte sie weder das eine noch das andere. Die Kirche lebte von einem Versuch zum nächsten. Die Erwartung zu erfüllen, gelang nur wenigen.

Soll das Wort, das der Religion gegeben ist, auch die „Ungläubigen“ berühren, so darf es wohl nicht erbaulich sein. Alles Erbauliche, alle Predigt wirkt nur in dem Kreis der Christen, die sich noch zusammenfinden. Will ein religiöser Kopf von den andern gehört werden, so muß er die Tatsache und auch die Gründe dafür erkennen, daß die christliche Lehre den Alltag nicht mehr beherrscht. Zu wissen, daß die Gemeinde nicht mehr dicht

und kräftig ist — das ist die Voraussetzung, um wie ein neuer Sokrates auf den Markt zu gehen und wieder anzufangen. Mit der Kraft dieses Wissens hat gestern Karl Barth, neuerdings wieder Professor an der Universität Bonn, der wichtigste und strengste Kopf der dialektischen Theologie, eine religiöse Rede gehalten. Sein Thema war „Christengemeinde und Bürgergemeinde“ — eine Frage der Religion und nicht weniger zugleich des täglichen Lebens. Die Aeußerung, „hier urteile ich als Christ und kümmerge mich nicht um die weltlichen Dinge“, war bei dieser Rede vom ersten Augenblick an unmöglich gemacht. Es ging um die „christliche Existenz heute“ in all ihrer Verklammerung mit dem Alltag, wie sie Barth noch während der ersten Jahre der Hitlerherrschaft den Deutschen klargemacht hat.

Es kommt uns nicht darauf an, vom Inhalt der Rede ein Bild zu geben. Was nämlich die zündende Kraft dieser Ansprache ausmachte, war gerade die nüchterne, ganz praktische und wirklichkeitsmächtige Dialektik, mit der die Kreise der christlichen und der weltlichen, also der „Bürgergemeinde“ umschrieben wurden. Was hier Dialektik heißt, war nichts als der stille zuverlässige Ton einer Parabel, die die Tatsachen und Eigenschaften der Menschen kennt, aber nirgends in irgendwelche Ekstasie der „Innerlichkeit“ ausweicht. Davon einige Beispiele. Die Christengemeinde steht durchaus auf keinem andern Boden als die Bürgergemeinde; die Christen

haben mit einer religiösen Offenbarung zu tun, aber — „steht uns denn Gottes Wort und Geist einfach zur Verfügung“? „Die Liebe kann versiegen, die christliche Botschaft verblöden und versimpeln“, sagt Barth und fügt hinzu, auch in der Kirche fehle es nicht an Kampf- und Machtpositionen: was draußen vorkommt, kommt auch drinnen vor.

Die Christen — sagt Barth — wissen, daß der Mensch kein harmloses Wesen ist; sie kennen die Gründe der Hybris, die sich aus Angst und Uebermut zusammensetzt, und auch Christen sind Menschen von dieser Art. Die Christen sollen sich um den Staat kümmern; denn auch er ist von Gott gesetzt: als die Macht, die das Chaos aufhält. Also ist auch im christlichen Sinne die Bürgergemeinde das Mittel, die wirklich nicht guten Menschen in ihren Grenzen zu halten. Das hat mit Untertanengeist nichts zu tun, wohl aber mit dem wachen Gefühl dafür, daß der Staat in einer noch nicht gelösten Welt für Recht und Frieden sorgen soll.

Nach Paulus sind auch diejenigen Priester Gottes, die die politische Arbeit tun. Und wörtlich: „Wer weiß, ob das, was dort geschieht, Gott nicht manchmal wohlgefälliger ist, als was wir hier in der Kirche tun!“ Aber es gibt nun für Barth auch Aufgaben der Christen, die politisch sind. Denn es kann nicht ohne böse Folgen bleiben, daß der Staat so areligiös ist, daß er nichts davon wissen will und dann auch wirklich nichts weiß. Eben deshalb ist er oft so wenig hilfreich.

Was das christliche Urteil in politischen Dingen notwendig macht, ist dies: der politische Mensch traut sich viel zu und hütet sich doch, das Schwert aus der Hand zu legen, etwa alles durch Erziehung zu machen; so wechseln die Staatsformen, schlägt Optimismus in Pessimismus um und umgekehrt. Ein Christ darf nicht so hin und her schwanken. Er ist mehr als Optimist oder Pessimist, er sieht „den ganzen Menschen, der ganz und gar gerichtet, aber auch ganz und gar gerettet ist“. Das ist ein politischer Gedanke.

Deshalb darf (nach Barth) die Christengemeinde nicht zurücktreten; sie ist inmitten der Bürgergemeinde der innere Kreis, wo man weiß, wer der Herr ist; im äußeren Kreis weiß man es nicht. Der Christ „glaubt“ nicht an bestimmte politische Ideen, aber er besitzt Maßstäbe, von denen Barth einige nannte. Weil er eine Offenbarung hat und keinen Geheimkult, erstrebt er die offene Prägung aller politischen Verhältnisse; weil das Gotteswort frei ist, glaubt er auch an das freie Wort der Menschen und fürchtet keine Diskussionen. Deshalb folgt er keiner Regional- oder Nationalpolitik, kurz keiner Art von Kirchturnpolitik, und sei sie totalitär.

Wenn Christen sich äußern — das war der Schluß, den Barth vor den Hörern der dicht gefüllten Apostelkirche zog —, so soll ihre Rede christlich sein, aber auf die Wirklichkeit bezogen, nicht erbaulich und nicht in die dünne Luft der Frömmigkeit entflohen. C11